

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 212.

Freitag, 5. August

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der wildeste Sturm von Verwünschungen wäre Gina lieber gewesen als dieses sanfte Gestammel des Vertrauens, das sich wie ein Dolch in ihr von Selbstwürden zerfleischtes Herz bohrte. „Ich, ich immer wieder, ich bin schuld“, rief sie sich zu. Es geschieht mir ganz recht; Martin hatte von Anfang an ein gesundes Mißtrauen gegen das Seehaus. Warum habe ich nicht auf ihn gehört? Martin, Martin!

Ein frohes Indianergeheul lenkte die Aufmerksamkeit der Trauergemeinde von der leeren Stätte ab. Es erscholl an der nahen Straße, wo ein fremder Kraftwagen hielt, aus dem drei heftig winkende Männer stiegen. Augusts Lidsaugen erkannten sie sofort. „Vater, Vater“, rief er und lief auf sie zu. Er hatte ein gutes Tempo, aber seine Mutter überholte ihn und slog mit einem lauten Jubelruf ihrem wiedergefundenen Gatten um den Hals.

„Bist du's wirklich? Hab ich dich wieder? O Martin! Das Glück!“ Sie umarmte ihn stürmisch und zeigte Lust, die ganze Arie da capo zu wiederholen. Aber Dr. Mohr trat dazwischen. „Sie haben ihn und dürfen ihn behalten; aber wir sind auch noch da. Sehen Sie doch, wen ich mitgebracht habe“, und er zeigte auf den dritten Mann, den niemand in seinem ungewohnten dunklen Straßenanzug erkannt hätte: Polizeirat Heinrich!

Seine Augen glänzten vergnügt. „Eine schöne Überraschung, nicht wahr, meine Gnädigste! Sie haben unangenehme Erlebnisse gehabt, wie ich mit Bedauern hören mußte. Aber seien Sie beruhigt: Wenn erst einmal die Polizei da ist . . .“

„So sind die Spitzbuben längst aus dem Haus!“ bemerkte Kurt mit verbissenem Grimm. „Viets Diamanten — das möchte noch hingehen — aber daß sein Motorrad weg war, das bedeutet eine Gemeinheit, die er nie vergeben würde.“

„Keine Anzüglichkeiten“, bat der freundliche Heinrich. „Man tut, was man kann. Ich hoffe, daß nichts Neues mehr passiert ist.“

Gina wies auf Piet, der über seinen Stod gebeugt, herangestapft kam. „Herrn van Dongerns Wagen ist gestohlen!“

Den drei Ankömmlingen, die gleichzeitig den Mund geöffnet hatten, erstarrte in einem Atem die Rede.

„Und mein Kastrad ist fort!“ klagte Kurt.

„Und Fräulein Feldmeier mit ihm“, ergänzte Guttrune. „Aber ihr Pompadour ist da . . .“

„Und wo glaubst du, daß er war?“ August brannte darauf, diese interessante Neuigkeit abzufeuern. „In der Spuckammer!“

Die Wirkung war nicht so durchschlagend, wie er erwartet hatte. Hollwed, Mohr und der Polizeirat sahen sich nur an und nickten kurz. „Also, sie ist schon ausgerückt?“ fragte der letztere. „Schade, sehr schade . . . Aber Westhoff, wo ist er?“

Ja, wo war der? Niemand hatte an ihn gedacht in dieser Stunde, wo sich die Ereignisse sagten. Wer hatte ihn gesehen? Wann? Wo?

„Schnell hinunter ins Haus!“ befahl der Polizeirat, lud Gina und Piet zu sich in den Wagen und fuhr los, während die anderen zu Fuße folgten. Vor Westhoffs Türe trafen sie sich wieder. „Fort!“ verkündete er mit enttäuschem Gesicht. „Wir sind zu spät gekommen!“

„Na, ja, was hab' ich denn gesagt“, flüsterte Kurt seinem Mädchen zu.

„Aber so erklärt mir doch endlich die ganze Geschichte“, bat Frau Gina. „Mir ist ganz schwindlig im Kopfe, ich kenne mich nicht mehr aus. Wo warst du, Martin? Wie kommt der Herr Polizeirat hierher? Wer hat die Diamanten? Wohin ist Fräulein Feldmeier gefahren? Woher kommt der falsche Hunderter?“

„Ein bißchen viel Fragen auf einmal“, stellte Dr. Mohr fest. „Die lassen sich nicht so im Stehen beantworten. Da ich nun einmal so eine Art Hausarzt geworden bin, verordne ich eine kleine Stärkung, auf der Veranda einzunehmen. Frau Hollwed sieht mir aus, als ob sie so was brauchte, von unserem verehrten Herrn van Dongern gar nicht zu reden. Und wir anderen werden sie gleichfalls nicht verachten. Guttrune ist gewiß so gut, dafür zu sorgen . . .“

Zuerst entschuldigte ich mein plötzliches Verschwinden“, begann Heinrich. „Ich traf den Depeschenboten auf dem Spaziergang, zu dem mich Frau Hollwed leider nicht begleiten wollte. Nachricht von der Fahndungsabteilung, sie brauchten mich sofort. Na, ich bekam eine schöne But. Gerade jetzt, wo der Urlaub am gemütlichsten war! Aber da war nichts zu machen, im Gegenteil höchste Eile. Denn wenn es nicht was Besonderes gewesen wäre, hätten sie mich nicht mobil gemacht. Ohne Augusts Rad hätte ichs nicht geschafft. So erwischte ich in Bichelberg einen Ausflügler, der mich in seinem Hanomag noch rechtzeitig zur nächsten Station brachte. Ich traf meine Leute beim Nachtdienst an und fiel fast um, als ich hörte, daß es sich um nichts anderes handelte, als um das Seehaus!“

„Das Seehaus?“ wiederholte Frau Hollwed tonlos.

„Ich muß vorausschicken, daß wir schon lange einer ganz großzügig organisierten Bande nachspüren, die bei allen möglichen Gelegenheiten die Hände im Spiel hat. Wo Banknoten gefälscht, Hotelzimmer beraubt, verbotene Waren gehandelt werden . . . immer treffen wir dieselbe geschlossene Front, die durch ihren lückenlosen Zusammenhalt fast unangreifbar schien.“

„Aber wie kam gerade das Seehaus in Verdadht?“

„Immer noch unbegreiflich, was?“ neckte Martin seine Frau, die sich endlich an einem Glase Wein gestärkt hatte.

„Das fängt schon bei Ihrem Vorgänger Nante an. Als der kürzlich saß, ging das Gemunkel nicht aus, der gute Graswandel habe hier etwas zuviel durch die Finger gesehen. So etwas ist immer peinlich. Aber schließlich mußte man nachforschen. Und dabei ergab sich so nebenbei, daß hier herum doch recht viel Spitzbüberei gedieh.“

Gina wurde dunkelrot.

„Besonders im Schmuggel waren sie groß, aber man bekam niemand zu fassen. Kein Zweifel, daß geschickte

Dehler in nächster Nähe waren. Die mußte man herausbekommen. Der alte Graswaid, dem man eigentlich außer seiner großen Gemütlichkeit nichts Schlimmes nachweisen konnte, wurde in aller Stille verseht, und dafür kam der Kommissar Fuchsberger, einer unserer tüchtigsten Leute, nach Bichelberg.

„Und von all dem haben Sie kein Wort gesagt?“ fragte Frau Hollwed vorwurfsvoll.

Heinrich legte betuernd die Hand aufs Herz. „Ich schwöre Ihnen, gnädige Frau, bei meiner Würde als Schwammerlkönig, bei dem Kranz, der meine Loden schmückte, ich wußte kein Wort davon. Daß die Geschichte hier mit der Bande zusammenhängt, der ich nachstelle, und daß der Mann, der sich Direktor Westhoff nennt, zum mindesten einer ihrer Hauptunternehmer ist, ging mir erst heute auf. Allerdings mit Hilfe der Ereignisse von gestern Abend.“

„Aber du, Martin, wohin bist du so plötzlich verschwunden? Ich habe mich so um dich geängstigt.“

Martin erzählte unter großer Heiterkeit die Geschichte seiner Festnahme bei der Untersuchung des nächtlichen Spuk.

„Du hättest wenigstens gleich morgens wiederkommen können!“

„Doch nicht. Während sie mich auf der Station verhörten, traf die erste telephonische Meldung des Herrn Polizeirats ein. Als er erfuhr, daß ich zufällig anwesend sei, verlangte er natürlich auch mich zu sprechen und bat mich dringend, in der Nähe der Strippe zu bleiben, falls ich noch einmal gebraucht würde. Übrigens war mir das auch ganz lieb, denn ich weiß nicht, mit welchem Gesicht ich das Seehaus hätte wiederbetreten sollen, nach allem, was ich erfahren hatte. Zum Detektiv muß man geboren sein. Meiner offenen Seele ist die Vorstellung fremd.“

„Und wir glaubten, du seiest selbst verhaftet worden, wie Krähuber.“

„Ja, dieser Brave sitzt wirklich. Sie trauen ihm nicht recht. Er war zu eng mit Nante befreundet. Übrigens, um alles in der Welt, Gina, wie kommst du zu dem falschen Gelde? Er bleibt dabei, du hättest es ihm gegeben!“

Gina verbarg das Gesicht in den Händen. „Frau Gaedecks Rechnung... Möbius hat sie mir gestern Abend damit bezahlt.“

„Nun natürlich“, fiel der behagliche Herr Polizeirat ein. „Möbius gehörte auch zu Westhoffs Leuten. Ich zweifle nicht, daß die falsche Note vom Herrn Chef selber stammt.“

„Und meine Diamanten?“ fragte Piet. „Wer hat dein die?“

„Ja, mein lieber Herr van Dongern, darüber bin ich mir nicht ganz im Klaren. Er, Möbius oder das Frauenzimmer. Einer von den Dreien muß es gewesen sein. Sobald wir sie haben...“

„Wenn wir sie kriegen!“

„Das wollen wir jedenfalls versuchen. Aber darum heißt es jetzt aufbrechen. Gut, daß ich den Dienstwagen habe.“

„Sie wollen hinter ihnen drein?“

„Das hätte keinen Wert. Nein, noch einmal zurück nach Bichelberg. Von dort gebe ich telephonische Weisung nach allen Richtungen hinaus. Irgendwo geraten sie schon in die Falle. Aber ich bitte Sie, mit mir zu kommen. Ich kann Ihre Aussagen nicht gut entbehren. Der Wagen ist groß und bequem: Herr und Frau Hollwed, die beiden Herren Reichenbach...“

„Wie, ich auch?“ fragte Vater Konrad bestürzt. Das fast vergessene Gespenst seiner Schuld stieg wieder vor ihm auf.

„Gerade Sie, Mann des untrüglichen Gewissens“, lachte der Polizeirat. „Dr. Mohr hat mir Ihr Abenteuer mit der Salamawurst erzählt. Ich kann auf Ihre Vernehmung nicht verzichten. Aber seien Sie ohne Sorge, es passiert Ihnen nichts. Und da Sie mit dem Schmuggel und mit der Dame Feldmeier zusammenhängt...“

„Ich weiß!“ gestand Konrad leise.

„Muß ich auch mit?“ fragte Piet die Augen ängstlich aufreißend. „Meine Leber ist ganz geschwollen...“

„Sie kriegen die gewohnte Medizin und dürfen sich hier von Ihren Schrecknissen erholen. Später schicken wir dann den tüchtigen Fuchsberger, der sich von Ihnen alle Einzelheiten über den Wagen und Ihre Diamanten erzählen lassen soll.“

„Und ich?“ fragte Guttrune, Kurts Hand fassend.

„Du mußt hier bleiben, Kind!“ bestimmte die Mutter. „Ganz allein kann ich das Haus den Mädchen heute nicht überlassen, sie sind wohl ohnehin schon ganz närrisch. Der arme Herr van Dongern soll doch wenigstens sein ordentliches Mittagessen bekommen. Und jemand muß auch nach Mariechen sehen. Ich will mich nur schnell bei ihr verabschieden.“ Und sie eilte die Treppe hinauf.

Frau Mariechen Reichenbach hatte inzwischen Ruhe und Schonung genügend ausgelostet und hing an, sich sanft zu langweilen. Kein Laut drang als Ausläufer der aufregenden Ereignisse, die sich unten abgespielt, hinauf in ihr stilles Dachzimmer, dessen Fenster, dem See zugeteilt, nichts als frische, erquickende Luft einließen. Aber vielleicht war es doch irgend eine noch unerklärliche Ausstrahlung der allgemeinen Unruhe, die auch sie erfaßte und sie antrieb, sich tatbereit zu machen. Sie erhob sich also von ihrem Lager, wusch sich mit der gewohnten Umständlichkeit, kleidete sich an, baute ihren Haarknoten und die Stirnlöcher auf und hatte eben ihre Habseligkeiten wieder sauber geordnet, als Gina Hollwed nach kurzem Anklopfen den Kopf ins Zimmer steckte. „Wie, schon auf?“ rief sie etwas erschrocken. Mariechen wäre im Bett so gut aufgehoben gewesen! Was machte man nun mit ihr? Gerade heute, an diesem Tag, wo sicher im Hause alles drunter und drüber ging?

Da kam ihr einer jener glücklichen Einfälle, mit denen sie schon manches liebe Mal schwierige Lebenslagen überwunden hatte. Sie würde einfach Mariechen die Verantwortung übertragen, die mochte dann sehen, wie sie zurecht kam, und wenn etwas passierte, war es ihre Schuld. Nicht ohne Feierlichkeit legte sie also ihren Schlüsselbund wie eine Opfergabe auf den weiß überdeckten Toilettentisch. „Ich habe eine große Bitte an dich, Liebste. Würdest du für ein paar Stunden an meiner Stelle das Haus betreuen. Ich muß rasch wegfahren, es ist eine ganz wichtige Sache, Martin und ich haben in Bichelberg zu tun; ich erzähle dir später... oder laß es dir von dem Kind erzählen, Guttrune bleibt ja hier. Es liegt mir sehr viel daran, daß ich alles hier in deinen erfahrenen Händen weiß. Ordne an, was du willst. Du verstehst ja viel mehr davon als ich!“ Nun noch eine stürmische Umarmung, ehe Mariechen protestieren konnte.

Aber die dachte gar nicht daran, im Gegenteil; wenn irgend etwas dazu angetan war, ihre freundlicheren Gefühle zu wecken, so war es die rüchhaltlose Anerkennung ihrer Autorität in allen häuslichen Fragen durch Gina; sie hatte ihr nichts so sehr verübelt, als daß zu Anfang im Seehaus alles so überraschend klappte. Die ersten Störungen schon nahm sie mit Genugtuung wahr, und daß man sie jetzt demütig um ihre Hilfe bat, war so recht das, was sich gehörte. „Wenn ich mich ein wenig nützlich machen kann!“, Liebste — mit dem größten Vergnügen!“, versicherte sie, entschlossen, in den wenigen Stunden ihrer Herrschaft einmal zu zeigen, was eine richtige Hausfrau vermochte.

Gina verabschiedete sich mit Dank im Voraus, und Frau Reichenbach, die sich als Siegerin fühlte, genoß jetzt schon den Gedanken, wie sie nun mit voller Berechtigung in alle geheimsten Winkel dieses fremden Hauswesens eindringen, alle Schäden beleuchten und sofort die nötigsten Verbesserungen einführen würde... Als Guttrune bei ihr eintrat, erhob sie sich bereitwillig, um mit ihr sofort an die Regierungsgeschäfte zu gehen und dabei dem Mädchen gleich möglichst viel gute Lehren darüber zu erteilen, wie ein wirklich großes Haus geführt und betreut werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Kampf in der Steppe.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

„In der Nähe von Szeged brach ein Stier aus . . .“

Schwarz und mächtig stand er in der Sonnenglut. Die Hörner nach vorn gekippt wie zwei spitze Lanzen, das Fell in zuckender Bewegung zur Abwehr von Fliegen und Mücken, sich wiegend in den klobigen Hüften. Vorne im Kopf, klein und dumpf, die Augen. Morgen sollte er in einem eigens gezimmerten Käfig aus eichenen Balken zur Rinderausstellung gebracht werden. Sein Ruf war ihm durch die ungarische Steppe vorausgeeilt in die Hauptstadt, denn er wog mehr und war schöner als sämtliche Stiere des Landes.

Da geschah es, zufällig oder aus Übermut, daß der Geselle des Schlächters, der mit einem Trog voll Innereien und Gedärmen auf dem Kopfe vorbeikam, einen Fegen roten, noch dampfenden Fleisches über den Zaun fallen ließ, hinter dem der Schwarze in der Mittagsglut dösend stand. Das Stück Fleisch klatschte mit leichtem Schlag gegen die Stirn des Stieres. Blut troff in die kleinen, zusammenzuckenden Augen. Es wurde abgeschüttelt und ein roter Nebel verhüllte sekundenlang den weiten, blau glühenden Horizont. Aber neues Blut tropfte nach und wieder leuchtete das Licht rot auf, dumpf und böse. Der Geselle war schon fern mit dem Trog, auch befand sich zufällig niemand auf dem Hofe, denn noch wurden die letzten Pfähle an dem Käfig des schwarzen Königs festgemacht, als der Stier einen dumpfen, nicht allzu lauten Ton ausstieß. Seine Klanken flogen bereits, der buschige Schwanz war wie die Rute eines Wolfshundes steil ausgerichtet, er scharrte mit den Hufen im hart gestampften Boden und ein Glanz kam in seine kleinen, noch immer zeitweilig vom Blut überronnenen Augen, wie von nahenden Gewittern. Die Wut fraß sich in ihm ein, wie ein Feuer, das der Wind zum Brand aufweht, er senkte den breiten Schädel. Dann ging er los. Die Umzäunung zerplitterte unter dem harten Schlag dieses lebenden Hammers und als die Leute schreiend mit Heugabeln und Geräten im Hof auftauchten, war er schon fern in einer Staubwolke und verlor sich im endlos grünen Teller des Weidelandes, in südlicher Richtung . . .

Als der junge, braun gebrannte und zweifellos mutige Pferdehirt die dumpfen, knallenden Stöße der Stierhufe im Lärm der um ihn bewegt grasenden Herde erkennen konnte, war es zu spät. Er lag auf dem Rücken und war etwas benommen von der Sonne. Aber er sprang sofort auf die Beine, taumelte ein, zwei Schritte weiter, pfliff seinem Hengst, sah sich um und war gleichzeitig bereits im Sattel. Von Norden her, ganz dicht vor der Herde, brauste wie eine Kanonentugel der riesenhafte, schwarze Leib des Durchgängers heran. Die Hufe der Pferde kamen in Bewegung. Sie stoben rechts und links vor dem Ungeheuer auseinander, aber die Ueberrumpelung war dennoch so vollkommen, daß manche von ihnen von den spitzen Hörnern gestreift und verwundet wurden. Die Pferde schrien wie Menschen in höchster Bedrängnis. Dann brach die Panik aus. Wie der Sturmwind segten sie davon, verfolgt vom schwarzen König. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, so ihre Verfolgung erschwerend. Vorn aber, dicht vor der Nase des Schwarzen, flüchteten ein Schimmel und eine braune Stute dicht nebeneinander. Der Hirt schlang den langen Lederriemen, der zum Einfangen störrischer, junger Hengste diente, und ritt, tief über den Sattel gebeugt, die staunenden Augen auf das Pferdepaar gerichtet, von der Seite auf den Stier los. Sie mußten im stumpfen Winkel zusammentreffen. Dieser Hengst, vom Züchter für eine andere Stute bestimmt, hatte eigene Anschauungen über die Liebe und war der unzertrennliche Begleiter der braunen Dame, seit Wochen schon. Der Hirt mußte, trotz aller Gefährlichkeit des Augenblicks, lächeln. In diesem Moment stoben die zwei Pferde an ihm vorbei und jetzt kam mit unheimlicher Geschwindigkeit die schwarze Bestie, die Hörner gesenkt, die Augen glühend vor Wut. Der Hirt warf die Sättelgasse, stemmte sich rückwärts im Sattel und wurde im nächsten Augenblick von unbeschreiblicher Kraft wie ein Kreis durch die Luft gewirbelt. Er stand gleich auf den Beinen und sprang, das Messer aus dem Stiefelschaft reißend, gerade noch zur rechten Zeit hinzu, um den Riemen durchschneiden zu können. Dieses Tier war nicht aufzuhalten. Sein Hengst lag mit gebrochenem Genick reglos da. Noch stand eine dünne Staubwolke über dem leblosen Körper. Da padte auch den jungen Menschen die Wut. Er schüttelte beide Fäuste gegen den Himmel und begann zu laufen. Kein Pferd in der Nähe. Vorn mußte etwas mit dem Stier und den Pferden los sein, denn eine neue, mächtigere Staubwolke qualmte gegen den Himmel. Zum Glück kam ein Lusthauch und gab die

Sicht frei. In diesem Augenblick blieb der Hirt wie angewurzelt stehen und rief sich die Augen. Es schien ihm unglaublich, was er zu sehen bekam. Das Pferdepaar war, offenbar einer geheimen Verabredung gehorchend, plötzlich nach beiden Seiten ausgebogen und hatte mitten im Lauf den schwarzen Teufel mit den Hufen bearbeitet. Der stand und fuhr sekundenlang wie irre mit dem biden Kopf im Halbkreis herum, ohne sich für eines der beiden Tiere entscheiden zu können. Da drehte sich die Stute noch einmal und eines ihrer Hufe blühte vor den Hörnern des Schwarzen auf. Der Hirt, der in eiligem Lauf näherkam, sah Blut aufsprühen. Jetzt freilich wandte sich der Schwarze zur Stute und griff sie mit gesenkten Hörnern an. Aber er hatte sie noch nicht erreicht, als der Schimmel, an ihm vorbeifliehend, ihn wieder kräftig traf. Dies brachte den Riesen nochmals zum Stehen. Und jetzt folgte Angriff auf Angriff, Schlag auf Schlag, wie Maschinengewehrfeuer. Der Stier stürmte los, wurde getroffen, zurückgeschlagen, taumelte und es schien offenbar, daß er überhaupt nichts mehr sah. Er tottete wie ein Betrunkener im Kreis umher, brüllend und stampfend, hartnäckig verfolgt von seinen zwei Feindern. Der Hirt wagte sich nicht in die Nähe des Kampfes. Offengestanden machte ihm die Sache im geheimen Spaß. Denn es war nicht sein Stier. Wohl aber ging es um seine Pferde. Jetzt gelang es dem Stier, der blind-wütend immer wieder und wieder zustieß, die Stute zu erreichen. Eine rote Rinne kassierte auf ihrem Hinterteil. Sie blutete stark. Da holte der Hirt den alten Trommelrevolver, der sonst nur im Winter bei Wolfsgefahr gebraucht wurde, aus der Hüfttasche und legte auf den Schwarzen an. Aber er kam nicht zum Schuß. Denn der weiße Hengst richtete sich ferkengerade in die Luft auf, trompetete schrill und stürzte wie ein Besessener auf den Stier los. Er übersprang ihn in weitem Bogen und jedesmal trafen seine Hufe Kopf, Augen und Maul des Ungeheuers. Die Stute stand zitternd abseits. Aber jetzt, vom Anblick des grandiosen Kampfes angefeuert, griff auch sie noch einmal an. Und da — der junge Hirt glaubte vor Aufregung falsch zu sehen — wandte sich der schwarze König mit einem jähen Ruck und ergriff kläglich schnaubend die Flucht. Er trollte sich in die Richtung des heimatlichen Gehöfts, davon. Die Pferde standen und sahen ihm nach. Der Hengst hielt den Kopf schügend über den Nacken der Stute.

Und da beschloß der junge Mensch, der begeistert und mit wirren Haaren dabei stand, eine Eigenmächtigkeit zu begehen. Gegen den Willen des Züchters. Denn er war überzeugt davon, daß die Zwei laut höherer Zügung füreinander bestimmt waren.

Flirt, Liebe und Ehe.

Von Hugo Anepler.

Flirt

Ist das wiederholte und vorsätzliche Zusammenkommen zweier Personen verschiedenen Geschlechts, die aneinander Gefallen finden. Sie treffen sich im häuslichen Kreise, bei Gesellschaften, am Sportplatz und Spieltisch, machen Ausflüge und Spaziergänge miteinander. „Er“ schickt „ihr“ öfters Blumen, erweist ihr kleine Aufmerksamkeit, gibt ihr beim Bridgspiel als Gegner auf angelegte vier Bid, die nicht zu machen sind, kein Kontra, wirft ihr als Vorpieler beim Rummikart ab, die sie brauchen kann, hilft ihr beim Golfspiel im Ruff den Ball suchen. Sie wieder findet seine Ausprüche geistvoll oder witzig, bewundert seine neue Krawatte, kurz sie flirten. Früher einmal hat man gesagt: Er macht ihr den Hof oder sie läßt sich von ihm den Hof machen. Heute wird das als Flirt bezeichnet. Beim Flirt ist gewöhnlich vorerst die Liebe ausgeschaltet. Ich möchte ihn als Vorstufe zur Liebe bezeichnen. Amor steht als Unbeteiligter im Hintergrund und wartet mit seinem Pfeil im Köcher auf die Gelegenheit, loszuschießen. Und so bin ich also bei der

Liebe

angelangt. Darüber zu schreiben, das ist wohl schon etwas schwerer. Während der Flirt ein Spiel, eine Tändelei ist, ist die Liebe eine ganz verteuflert ernste Angelegenheit. Die Liebe ist das dem Haß entgegengesetzte Gefühl und ihre verjüngende, zur Natur zurückführende Kraft hat sie zu allen Zeiten zum Quell der Poesie gemacht. Was wären alle Dichter der Welt, wenn es keine Liebe gäbe, und woher nähmen sie den Stoff für die Tausende von Romanen, Dramen und Lustspiele? Daß aber die Macht der Leidenschaft durch Hindernisse nur gesteigert wird, beweisen die verzweifeltsten Schritte so vieler Liebespaare, die den gemeinsamen Tod der Unmöglichkeit, für einander zu leben, vorziehen. Aber man wird sicher nicht von mir verlangen, daß ich in dieser Rahmen eine philosophische Abhandlung über die Liebe bringe, sondern wird mir verzeihen, wenn ich dieses heiligste Gefühl

der Menschheit mehr von der besseren Seite beleuchtet. Also: ist die Liebe einseitig, nennt man sie eine unglückliche Liebe, ist sie gegenseitig, eine glückliche Liebe. Sind aber drei daran beteiligt, ist es ein Liebesdreieck, bei vier oder mehreren wird es scherzweise eine Altiengemeinschaft genannt.

Die uneigennützigste und altruistischste Liebe ist aber die der Eltern zu ihren Kindern, speziell die Mutterliebe. Eine französische Fabel schildert in ergreifender Weise die Liebe einer Mutter zu ihrem ungeratenen Sohn. Ein Bursche liebt ein Mädchen, dieses aber zweifelt an seinem Gefühl und verlangt von ihm als Beweis das Herz seiner Mutter. In seinem Liebestrausch eilt er nun nach Hause, tötet die Mutter, reißt ihr das Herz aus dem Leibe und stürzt — das noch warme Herz in der Hand — zu seiner Geliebten. Am Wege stolpert er über einen Stein und fällt hin. Und da stürzt das Herz der Mutter dem Sohne ins Ohr: „Hast du dir wehgetan, mein Kind?“ Das höchste Ziel zweier Liebender — sofern sie nicht Anhänger der freien Liebe sind — ist die

Ehe.

Ich hörte einmal jemanden sagen: „Die Ehe ist eine auf geschlechtlicher Basis gegründete Gemeinschaft zweier Personen verschiedenen Geschlechts, um zu dokumentieren, daß sie nicht zusammenpassen.“ Das ist natürlich fast übertrieben, denn Gott sei Dank, es gibt doch ab und zu glückliche Ehen auf der Welt. Aber die Statistik zeigt, daß es in den letzten Jahren mehr Ehescheidungen als Hochzeiten gegeben hat! Das gibt zu denken. In früheren Zeiten galten Scheidungen als diffamierend, beschämend. Heutzutage denkt man weit großzügiger darüber. Wenn zwei Eheleute zu dem Erkenntnis gelangt sind, daß sie nicht zueinander passen, dann gehen sie eben auseinander. Die Frau hat es heute auch leichter, sich scheiden zu lassen, weil ja die meisten Mädchen von Haus aus für einen Beruf erzogen werden und daher nicht so sehr auf den Mann, das heißt auf sein Einkommen angewiesen sind.

In meinen Augen gibt es aber wohl nichts Schöneres als eine glückliche Ehe, und es gäbe deren viele, wenn die Ehegatten einander von Anfang an mehr Konzessionen machen würden. Ein Mann, der mit 30 oder 35 Jahren heiratet, kann nicht plötzlich alle seine Junggesellenwohnheiten aufgeben, und ein junges Mädchen, das in den Ehestand tritt, kann sich nicht sofort in die Interessensphäre eines Mannes versetzen. Also, Nachsicht, gegenseitiges Verständnis und Konzessionen. Wie weit das gehen soll, ist ganz individuell und muß wohl dem Takt und Gefühl des einzelnen überlassen bleiben.

Neue Bücher

* H. G. Wells: „Arbeit, Wohlstand und das Glück der Menschheit“. Mit zwanzig bildstatistischen, zum Teil zweifarbigen Tafeln. (Verlag Paul Holsnap, Wien IV.) Wells zieht in diesem Werk die Summe des modernen Lebens. Er gibt „ein Bild der gesamten heutigen Menschheit, ein Bild des Menschengeschlechtes, wie es schafft, arbeitet, verbraucht, aufbaut und zerstört“. Wells sieht mit hohem Verantwortungswillen die schwere Krise der Gegenwart, die nun in ein entscheidendes Stadium getreten ist, und sucht die nächste notwendige Entwicklung aufzuzeigen, das unbedingt Neue, das geschehen muß, wenn nicht alles in ein Chaos gerissen werden soll. Vor unseren Augen steigt in souveräner Darstellung eine ungeheure Vision vom geistigen und ökonomischen Schöpfungsprozeß der Menschheit herauf: die Geschichte der menschlichen Entwicklung, die Geschichte der Eroberung der Natur durch den Menschen und der menschlichen Zivilisation (Denken, Eigentum, Wohnung, Kleidung, Sicherheits- und Gesundheitswesen), die Krisen der Not und des Klimas, Handel und Verkehr, Grenzen und Zölle, Kauf und Verkauf von Waren (Genossenschaften und Konsumvereine), die Lebensmittelversorgung der Erde, Armut und Reichtum (die großen Vermögen: Rothschild, Vanderbilt, Rockefeller, Morgan, Ford usw.), Geld und Bankwesen, Inflation, Deflation, Goldstandard, Weltwährung, die Wandlungen der Regierungs- und Wirtschaftsformen, Industrialismus, die Organisation der Arbeit und deren Entlohnung, Arbeitslosigkeit, Überproduktion und Rationalisierung, das Experiment Sowjetrußlands, Krieg und Frieden, Kriegsindustrie, Wirtschaftskrieg, Pazifismus, Völkerbund, Zusammenstoß von Rassen und Kulturen, Bevölkerungspolitik, Geburtenregelung, die Rolle der Frau im modernen Leben, in der Wirtschaft, in der Familie, im Beruf, in Staat und Gesellschaft, der Sport, die Kunst, Erziehung und Unterhaltung. Die weitläufige Entwicklung aller dieser Fragen der Menschheit mündet, wie Wells aufzeigt, in ein neues Denken und eine neue Erziehung im Sinne der nächsten Zukunftsaufgaben, als deren wichtigste und umfassendste die Frage einer internationalen Zusammenarbeit und Planwirt-

schaft erscheint. So hängt alles vom Willen der Menschen ab, die ungeheure Katastrophe, die der Menschheit droht, durch eine rechtzeitige Neuordnung aller Verhältnisse zu beschwören. Wells' erfahrungs- und ideenreiches Werk weist Wege in die Zukunft und gibt in weltumspannender Darstellung ein Bild der Menschheit ohnegleichen.

* Rafael Schermann: „Schicksale des Lebens“. Im Verlag Wilhelm Schäfer u. Co., Leipzig, erscheinen gleichzeitig vier packend geschriebene Bände, in denen erzählt wird, wie Rafael Schermann, der bekannte Psychographologe, aus ein paar geschriebenen Zeilen, manchmal sogar aus einigen Buchstaben, verwickelte Fälle aufklärte. Mögen die von der Phantasie oder dem wirklichen Schicksal geknüpften Fäden dem Leser noch so verwirrend erscheinen: in dem Augenblick, in dem Rafael Schermann sich der Sache des Wahrheitsfindenden, des Leidenden, des Betrogenen, des Angekündigten annimmt, tritt Ruhe ein. Nicht etwa die Ruhe vor neuem Sturm; nein: instinktiv fühlt der Leser, daß jetzt die Führung einem Manne anvertraut ist, dessen tiefes Wissen um alle Abgründe der Seele, dessen untrügliche Menschenkenntnis und dessen geheimnisvolle seltene Gabe, aus Schriften wie aus einem großen Lebensbuche lesen zu können, die Fäden entwirrt. Folgende Bände sind soeben erschienen: „Die drei Testamente des Fürsten X.“, „Um eine halbe Minute“, „Der Selbstmord des Toten“, „Seine Braut der Hochstapler“.

* „Frankenland“, das Fluggebiet des Mains, einen der reizvollsten Gauen deutscher Länge, schildert in den seit Jahrzehnten bestens bekannten Monographien zur Erdkunde (Verlagen und Kasing, Bielefeld und Leipzig) Professor Dr. G. Greim. Der Text ist, unbeschadet seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit, knapp zusammengefaßt und schildert in anschaulicher Frische die geographischen Eigentümlichkeiten, die landschaftlichen Schönheiten, die geschichtliche Entwicklung, die künstlerischen Leistungen Frankens. Getrennt vom Text bietet sich neben einer ausgezeichneten Karte eine selbst dem Kenner des Landes überraschende Fülle sorgsam ausgewählter, prachtvoll wiedergegebener und musterhaft gedruckter Abbildungen. Städtenamen wie Würzburg und Bamberg, Nürnberg und Rothenburg, Künstler wie Dürer und Riemenschneider deuten an, wie mächtig Frankens Beitrag zur Geschichte unserer deutschen Kultur gewesen ist. Aber dies verdienstvolle Buch verweist nicht bloß bei den allbekannten Schönheiten der Landschaft, sondern geht auch den verborgenen nach und spendet auf diese Weise dem Reisenden zahllose Anregungen. Viele der schönsten Aufnahmen stammen von dem berühmten Kamerameister Dr. Paul Wolff in Frankfurt a. M.

* „Rhätikon, Ferwall, Silvretta, Sesvenna, Plessur“ — eine Reihe herrlicher Berglandschaften zeigt sich beim Lesen dieser Namen unserem inneren Auge. Es ist eines der schönsten Gebiete unserer Alpen, das in der oben angeführten Zusammenstellung das neue Blatt 37 von Freitag und Berndts, Touristenwanderkarten 1:100 000 (Kartographische Anstalt Freitag und Berndt, Wien VII.), enthält. Das plastisch mit Höhenlinienlinien von 100 zu 100 Meter dargestellte Gelände, die genaue unter Mitwirkung der alpinen Vereine erfolgte Bearbeitung, die besonders auf für den Bergsteiger und Wanderer wichtige Einzelheiten Rücksicht nimmt, die farbige Bezeichnung der Wege sind praktisch hervorragend. Das in vielfachem Farbendruck hergestellte Blatt hebt auch die Schutzhütten (darunter u. a. Madlener Haus und Wiesbadener Hütte) und wichtigen Berggasthäuser durch rote Punkte hervor.

* „Schweiz, Ost und Süd.“ Herausgegeben von Ed. Korrodi. Mit vielen Zeichnungen von Hans Tomamichel. (München, Piper). Mit diesem Bande wird die beliebte Buchreihe, „Was nicht im Baedeker steht“ aufs Glücklichste fortgeführt. Eduard Korrodi ist der Vorkämpfer für schweizerische Kultur und langjähriger Schriftleiter der Neuen Züricher Zeitung. Seine Mitarbeiter Hans Rudolf Schmid, Annemarie Schwarzenbach und Manuel Gasser sind genaue Kenner der von ihnen geschilderten Städte und Landschaften. Der Band umfaßt Ost und Süd der Schweiz, vom Rheinfall bis zum Comersee, von St. Gallen bis St. Moritz. Das Buch gibt tausend nützliche Hinweise und ist zugleich eine anregende Lektüre.

* „Nimm Schallplatten selber auf!“ Eine Anleitung zur Selbstherstellung von Schallplatten. Von Dr. Eugen Resper. (Französische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Das Buch von Dr. E. Resper erklärt, wie man Schallplattenaufnahmen — mit Hilfe des Grammophons und des Radios, das als Verstärker dient — selbst machen kann und was technisch und akustisch zu beachten ist, um Aufnahmen zu erzielen, die befriedigen.